

Rede zum 9. November 2022
Synagoge Darmstadt
Dagmar Mensink

Es ist mir eine große Ehre, heute zu Ihnen zu sprechen. Leicht fällt es mir nicht. Denn was heißt es heute für eine nachgeborene Deutsche, wahrhaftig über den 9. November 1938 zu sprechen?

Nicht nur, dass die Ereignisse ein ganzes Menschenleben zurückliegen und nur wenige Zeitzeugen und -zeuginnen des Nationalsozialismus noch zu uns sprechen können. Viel mehr noch als der zeitliche Abstand treibt mich die Frage um, wie der ungeheure und im Grunde menschlich doch bis heute unfassbare Zivilisationsbruch der Schoa im Gedenken überhaupt glaubwürdig ins Wort gebracht werden kann – ohne falsches Pathos und ohne eingeübte Formeln, die vor allem zeigen sollen, dass man auf der richtigen Seite steht.

Den richtigen Ton zu finden, ist auch angesichts der kontroversen Debattenlage zum Thema Erinnerung schwierig; der verstörende Umgang mit antisemitischen Kunstwerken auf der Documenta 15 hat sie noch einmal verschärft. Spätestens seit der Kontroverse um die Einladung von Achille Mbembe zur Ruhrtrienale im Jahr 2020 werden auch in der deutschen Wissenschaft, im Feuilleton und in der politischen Diskussion die Ansprüche auf öffentliches Gedenken neu ausgehandelt. Die Globalisierung der Erinnerung an die Schoa hat dazu geführt, dass der Kolonialismus und mit ihm die zuvor kaum im geschichtlichen Bewusstsein präsenten deutschen Kolonialverbrechen Anspruch auf Anerkennung erheben. Auch über das Verhältnis von Antisemitismus und Rassismus wird heftig gestritten¹.

Wenn aber der Kolonialismus als „*konkurrierende moralische Erzählung zum Holocaust*“ vorgestellt wird, setzt das die eingeübten öffentlichen Erinnerungsmuster in Deutschland massiv unter Druck. Jedoch kann „*[i]n einer pluralistischen*

¹ Siehe dazu das soeben erschienene, von Meron Mendel, Saba-Nur Cheema und Sina Arnold herausgegebene Buch: *Frenemies. Antisemitismus, Rassismus und ihre Kritiker*innen*, Berlin 2022.

Gesellschaft, das steht außer Frage, (...) von Staats wegen keine monolithische Erinnerungskultur verordnet werden. Das trägt auch zur Schärfe der Debatte bei.“²

Wo immer man sich in der Diskussion um Postkolonialismus versus Holocaust-Erinnerung verortet und wie immer man sie einschätzt – eines ist in meinen Augen auffällig: In dem erbittert geführten Streit um Konzepte geraten die Opfer der nationalsozialistischen Gewalt immer mehr aus dem Blick und damit auch diejenigen, die am 9. November 1938 ihre Synagogen brennen sahen, aus ihren Wohnungen vertrieben, geprügelt und in Konzentrationslager verschleppt wurden. Die Zeugnisse der Überlebenden, ihr Verständnis der Ereignisse – sie kommen in diesen Debatten nicht vor.

Aber die Rechnung der Nationalsozialisten, die wollten, dass die Erinnerung an die Ermordeten ausgelöscht wird, darf niemals aufgehen. Deshalb *muss* das Gebot, die Opfer des Nationalsozialismus zu erinnern, ihre Namen und ihre Schicksale zu bewahren, auch unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen weitergelten! Deshalb sprechen auch wir heute Abend – allen Schwierigkeiten und allem Unbehagen zum Trotz.

Wir erinnern hier an die Opfer der Pogromnacht und an die Zerstörung der Darmstädter Synagogen am 9. November 1938. Die entfesselte Gewalt dieser Nacht kam an keinem Ort in Deutschland aus heiterem Himmel. Ihr gingen zahlreiche Maßnahmen der systematischen Entrechtung und Verächtlichmachung von Juden und Jüdinnen voraus. Im Blick auf das, was folgte, war die so genannte Reichspogromnacht eine Vorbotin.

Wer das Geschehene begreifen will, muss die historischen Fakten kennen, aber auch die Dynamik verstehen, die ihnen zugrunde liegt; den Charakter des nationalsozialistischen Antisemitismus.

Für Jan Philipp Reemtsma ist das Entscheidende seine affektive Dimension, die mörderische Leidenschaft, mit der die Nazis die Verfolgung ins Werk setzten. Antisemitismus ist, so Reemtsma, „...*keine Ansicht, kein Vorurteil, keine Ideologie. Er ist die Selbstermächtigung von Menschen, ihre Macht in Freiheit vom gemeinen Witz*

² Natan Sznaider, *Fluchtpunkte der Erinnerung. Über die Gegenwart von Holocaust und Kolonialismus*. München 2022, hier: S. 210 und S. 211.

bis zum organisierten Mord auf Juden zu richten und auszuleben.“ Die Begründung ist dabei nachrangig. *„Die [antisemitische] Tat wird nicht durch die Worte, die sie begründen, legitimiert, sondern die Tat erfährt ihre Legitimation dadurch, dass sie getan werden kann.“*³ Und getan werden konnte sie. Das Niederbrennen der Synagogen und die brutale Gewalt dieser Nacht waren die Probe auf das, was noch kommen würde. Die Probe darauf, was die Bevölkerung unterstützen oder mindestens zulassen würde.

Der Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel hat immer wieder eingeschärft: Das Gegenteil von Gleichgültigkeit ist Erinnerung. Was heißt nun heute im Blick auf den 9. November 1938, nicht gleichgültig zu sein? Für mich bedeutet das:

Wir dürfen uns niemals daran gewöhnen, dass antisemitische Beleidigungen oder sogar Straftaten zum deutschen Alltag gehören. Dass sich Verschwörungsmythen und israelbezogener Antisemitismus auch schamlos aus dem Reservoir christlicher Antijudaismen bedienen. Deshalb ist es so wichtig, dass die ganze Härte des Rechtsstaats dagegen aufgeboten wird. Deshalb ist es so wichtig, dass Staatsanwält:innen geschult werden, antisemitisch motivierte Taten als solche zu erkennen. Deshalb ist es gut, dass es Meldestellen gibt für Vorfälle auch unterhalb der Strafgrenze. Antisemitismus darf niemals mehr in Deutschland auf fruchtbaren Boden fallen! Ja, das ist einer dieser oft verwendeten Formelsätze, aber der Anspruch, der darin formuliert wird, bleibt gültig!

Herr Neumann hat eben gesagt: *„Immer deutlicher zeigt sich die hässliche Fratze des Hasses.“* An die zunehmende Verächtlichmachung von Menschen und an Hasskommentare im Netz und auf der Straße dürfen wir uns ebenfalls in keiner Weise gewöhnen. Denn wir können wissen: Aus Worten werden mörderische Taten.

Und wir müssen auch sehr wachsam sein, wenn es heißt: Ach, es wird schon nicht so heiß gegessen wie gekocht. Es sei doch gleichgültig, wer zu einer Demo aufrufe, Hauptsache, man könne seinem Protest Luft machen.

Denn die Lehre des heutigen Gedenktages ist doch: Wenn Öffentlichkeit und staatliche Gewalt erst einmal von Hass und Hetze beherrscht werden, ist es zu spät.

³ Jan Philipp Reemtsma, „Ehrevoller Auftrag! Ehrevoller Auftrag!“. Ansprache zum Gedenken an den 9. November 1938 [in der Frankfurter Paulskirche], abgedruckt in: Mittelweg 36 6/2013, S. 72-81, hier: S. 79. Hervorhebung durch den Autor.

Der 9. November 1938 ist die bleibende Erinnerung daran, wie zerbrechlich und auch wie kostbar Rechtsstaatlichkeit und Freiheit sind. Das verbindet diesen Tag übrigens mit dem 9. November 1989. Das Datum 9. November hält jedem von uns den Spiegel vor, dass wir es sind, wir Bürger und Bürgerinnen, die über die demokratische Kultur unseres Landes entscheiden. Wir dürfen niemals, wirklich niemals müde werden, gegen Judenhass und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zu kämpfen!

Wer die Opfer erinnert, darf von den Tätern nicht schweigen. Ich stehe heute vor Ihnen nicht nur als politische Beobachterin, sondern auch als christliche Theologin. In Kirche und Theologie ist gewiss viel erreicht worden. Judenhass und Antisemitismus werden klar als Sünde wider Gott und die Menschen verurteilt. Viele Christen und Christinnen engagieren sich dagegen. Aber mit dem Erbe des christlichen Antijudaismus sind die Kirchen noch lange nicht fertig. Das zeigt sich auch im Umgang mit den steinernen Zeugnissen der christlichen Judenfeindschaft.

Soll man eine Schmähpilaster wie die Judensau von Wittenberg, am Dom zu Regensburg, in Köln oder Brandenburg entfernen – oder würde das nur bedeuten, die Gräueltaten des christlichen Antijudaismus aus dem Blickfeld verschwinden zu lassen und die Vergangenheit zu verschweigen? Die Wittenberger Stadtkirchengemeinde jedenfalls hat sich Ende Oktober gegen die Empfehlung ihres Beirats vom Sommer entschieden und will das Relief nun doch hängen lassen als Teil eines Mahnmals, eingebettet in ein museumspädagogisches Konzept. *„Als Stätte der Mahnung hätte das Ensemble ohne das eigentliche Objekt, die Plastik, an Wirkung verloren.“*, so Stadtkirchenpfarrer Matthias Keilholz gegenüber dem MDR Sachsen-Anhalt.⁴

Allein dieses Beispiel zeigt, wie komplex Fragen des verantwortlichen Umgangs mit belastetem Erbe sind. Bei allem Ringen um Lösungen sollte aber eines immer ganz klar sein: dass wir uns in Deutschland der judenfeindlichen Vergangenheit in Staat, Gesellschaft und Kirchen stellen *wollen*. Das ist kein Ausdruck von Provinzialität, sondern gelebte Verantwortung für die Verbrechen, die im deutschen Namen begangen wurden!

⁴ <https://www.mdr.de/nachrichten/sachsen-anhalt/dessau/wittenberg/judensau-schmaehplastik-soll-bleiben-100.html>. Abgerufen am 4.11.2022.

Zum Schluss erlaube ich mir noch ein persönliches Wort. Dass wir heute hier gemeinsam und noch dazu in einer Synagoge des 9. November 1938 gedenken, bleibt für mich ein Geschenk, für das ich zutiefst dankbar bin. Es wurde möglich, weil Sie, verehrte Mitglieder der Gemeinde, die Tür dafür geöffnet haben. Nicht nur heute, sondern an vielen Tagen.

Die Geschichte der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Darmstadt zeigt in beeindruckender Weise das Entstehen eines neuen Miteinanders in der Stadt nach 1945. Aber auch für dieses Miteinander gilt – nicht nur in Darmstadt, sondern in ganz Deutschland –, dass ein überschwänglicher und damit leicht in Selbstzufriedenheit auf nichtjüdischer Seite umschlagender hoher Ton fehl am Platze wäre. Ich habe sehr wohl die Schlussworte des Grußwortes von Moritz Neumann zum 60-jährigen Bestehen der GCJZ Darmstadt wahrgenommen, und ich will sie hier am Ende zitieren:

„Trotz aller Erfolge im gemeinsamen Bemühen um Aufklärung und der Arbeit an einem Miteinander der Toleranz und des gegenseitigen Verständnisses braucht man sich nichts vorzumachen: der Kreis jener, die von uns Juden als verlässliche Freunde wahrgenommen werden, ist durchaus überschaubar. Überschaubar klein, um genau zu sein. Das wird nie deutlicher als in Krisenzeiten. Das nämlich ist die Nagelprobe, die wirkliche Solidarität von wohlfeilen Feiertagsgästen trennt.“⁵

Für mich als nachgeborene Deutsche sind diese Worte ein Ansporn. Der Ansporn, nicht nachzulassen im Kampf gegen jede Form des Antisemitismus – und einzutreten für ein Miteinander, das Vertrauen auch in der Krise rechtfertigt. Christen und Juden sind auf dem Weg, Geschwister zu werden und Verantwortung füreinander zu übernehmen – im klaren Wissen um das, was war. Lassen Sie uns den Weg des Dialogs entschlossen weitergehen. Begeistern wir auch andere, insbesondere junge Leute, sich diesem Weg anzuschließen.

⁵ Grußwort des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, Moritz Neumann, in: Thomas Lange/Lothar Triebel (Hg.) unter Mitarb. von Godehard Lewark, „Geh nicht den alten Weg zurück!“. Festschrift zum sechzigjährigen Bestehen der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Darmstadt 1954-2014, Darmstadt 2014, S. 9-11, hier: S. 11.